

JONAS MOORFELD

Die Geheimnisse von Krähenmoor

Band 1

Das letzte Licht im Krähenmoor



LESEPROBE

Kostenloser Auszug

Die Geheimnisse von Krähenmoor

Band 1

Das letzte Licht im Krähenmoor

Jonas Moorfeld

Copyright

Das letzte Licht im Krähenmoor

Die Geheimnisse von Krähenmoor – Band 1

© 2026 Jonas Moorfeld

Alle Rechte vorbehalten.

Dieses Werk ist urheberrechtlich geschützt.

Jede Verwertung außerhalb der gesetzlich zulässigen Grenzen
bedarf der vorherigen schriftlichen Zustimmung des Autors.

Dies ist ein fiktionales Werk.

Ähnlichkeiten mit realen Personen, Orten oder Ereignissen
sind nicht beabsichtigt und rein zufällig.

Inhaltsverzeichnis

Prolog: Der Abend, an dem das Licht erlosch	4
Kapitel 1: Ankunft im Nebel	17
Kapitel 2: Die Tote im Leuchthaus	30
Kapitel 3: Das Foto von 1978	46
Kapitel 4: Anna Tiedemann	66
Kapitel 5: Der erste Name	84
Kapitel 6: Krähenmoor schweigt	98
Kapitel 7: Heinrich Tiedemann	113
Kapitel 8: Das Licht im Turm	130
Kapitel 9: Kein natürlicher Tod	148
Kapitel 10: Friedas Angst	161
Kapitel 11: Der Lichtpunkt	176
Kapitel 12: Die Bergung	195
Kapitel 13: Hilde Wiemann	201
Kapitel 14: Heinrichs Rückkehr	209
Kapitel 15: Friedas Notizbuch	220
Kapitel 16: Käthes Tee	232
Kapitel 17: Karl Brenners letzte Aussage	244
Kapitel 18: Annas Mutter	250
Kapitel 19: Die Frauen von Krähenmoor	256
Kapitel 20: Der zweite Brief	262
Kapitel 21: Elsbeths leeres Grab	268
Kapitel 22: Claas Wiemanns Wahrheit	277
Kapitel 23: Käthes Abendtee	285
Kapitel 24: Haus Hagedorn	293
Kapitel 25: Briefe ohne Absender	299
Kapitel 26: Der Brief an Anna	306
Kapitel 27: Ruth Heller	314
Kapitel 28: Sankt Adelheid	323
Kapitel 29: Der Bruch	329
Kapitel 30: Reimers spricht	337
Epilog: Das Licht bleibt	346
Vorschau auf Band 2: Die Schatten über dem Moorweg	352

Prolog: Der Abend, an dem das Licht erlosch

Im Sommer 1978 war Krähenmoor ein Dorf, das noch so tat, als könne die Welt draußen ihm nichts anhaben. Die Menschen standen morgens früh auf, öffneten ihre Fenster und sahen über die feuchten Wiesen, die Gräben und das dunkle Moor hinweg. Dass alles bleiben würde, wie es immer gewesen war, hielten sie für selbstverständlich. Die Männer gingen auf die Felder, in die Werkstätten oder in die kleine Ziegelei hinter dem alten Birkenweg. Die Frauen hängten Wäsche in den Gärten, stellten Kuchen auf die Fensterbänke und wussten meistens schon vor Mittag, wer am Abend bei wem vorbeikommen würde.

Kinder fuhren mit klappernden Fahrrädern über den Moorweg. Krähen saßen auf den Zaunpfählen. Gegen Abend stieg der Nebel aus den Senken, und im alten Leuchthaus am Rand des Dorfes wurde eine Laterne entzündet. Schiffe oder Fuhrwerke mussten dort längst keinen Weg mehr finden; manche Gewohnheiten lebten nur länger als ihr eigentlicher Zweck. Für Frieda Martens war dieses Licht immer mehr gewesen als nur eine alte Dorftradition.

Es war ein Zeichen.

Solange es brannte, war sie als Kind überzeugt gewesen, niemand könne ganz verloren gehen. Nicht im Moor, nicht in der Nacht, nicht in den langen, stillen Stunden, in denen der Nebel so dicht wurde, dass die Welt vor dem Fenster verschwand und man plötzlich nur noch den eigenen Atem hörte. Ihr Vater hatte früher gesagt, ein Licht müsse nicht groß sein, um Menschen zu retten. Es müsse nur rechtzeitig brennen.

An jenem Abend, der später in Krähenmoor nie wieder mit seinem richtigen Datum genannt werden würde, stand Frieda oben im runden Turmraum des Leuchthauses. Ihre Hände lagen fest um das kalte Metallgeländer. Sie war zweiundzwanzig Jahre alt, hatte das dunkle Haar zu einem losen Zopf gebunden und trug ein helles Sommerkleid, das ihre Mutter ihr genäht hatte. Der Stoff klebte an ihren Knien, weil die Luft schwer und feucht war, obwohl der Tag warm gewesen war und die Sonne bis zum späten Nachmittag über den Moorwiesen gestanden hatte. Jetzt aber wurde der Himmel grau, nicht dunkel,

sondern nur müde, als hätte jemand die Farben aus ihm herausgewaschen. Unter ihr lag Krähenmoor.

Friedlich lagen unter ihr die roten Dächer, der Kirchturm und die alte Gaststätte Brenner; von dort drangen bereits Stimmen und Gläserklirren herüber. Dahinter zog sich die breite Linie des Moors durch das Abendlicht, ungefährlich, beinahe schön. Silberne Wasserlöcher glänzten zwischen Schilf und Moos, Birken hoben ihre weißen Stämme aus der Dämmerung, und die Krähen flogen tief über die Wiesen, als suchten sie etwas, das niemand sonst sehen konnte.

Frieda hätte längst unten sein müssen.

Ihre Mutter wartete mit dem Abendbrot. Außerdem hatte sie Marlene versprochen, später noch zu ihr zu kommen, bevor Marlene zu Heinrich ging. Dieses Versprechen lag Frieda schwer im Magen, schwerer als sie zugeben wollte. Seit Tagen spürte sie eine Veränderung in Marlene, nur zum Teil wegen Heinrich Tiedemann, obwohl im Dorf fast all ihr jüngstes Schweigen irgendwie auf ihn zurückführte.

Marlene Vogt war Friedas beste Freundin – mehr noch, wenn Frieda ehrlich gewesen wäre. Marlene war der Mensch, der die Welt größer, heller und mutiger machte. Sie konnte lachen, als hätte sie keine Angst vor morgen, und so schweigen, dass Frieda manchmal erschrak. Dieses Schweigen war nicht leer; etwas darin stand kurz vor dem Ausbruch. Seit sie klein gewesen waren, hatten sie zusammen am Moorweg gespielt, sich Geschichten über versunkene Städte ausgedacht, Kränze aus Wiesenklees geflochten und nachts unter der Decke davon geträumt, Krähenmoor eines Tages zu verlassen. Frieda hatte diese Träume immer vorsichtig geträumt. Marlene nicht.

Marlene wollte fort.

Vielleicht nach Hamburg oder Berlin. Auf jeden Fall irgendwohin, wo niemand wusste, wessen Tochter sie war, wer ihre Mutter gewesen war und welchen Platz ihr Vater nie wirklich eingenommen hatte. An einen Ort, an dem die Leute sie nicht mit dieser mitleidigen, klebrigen Freundlichkeit betrachteten. Sie wollte arbeiten, tanzen, lernen, leben. Sie wollte keine Frau werden, die irgendwann am Fenster stand und mit den Augen dem Leben nachsah, das sie nie gewagt hatte. Doch

seit einigen Wochen war Marlenes Blick anders geworden. Nicht kleiner. Nur ernster.

Als Frieda am Nachmittag bei ihr gewesen war, hatte Marlene auf der Bettkante gesessen und die Hände auf ihren Bauch gelegt, so behutsam, als läge dort bereits ein Geheimnis, das sie vor der ganzen Welt beschützen musste. „Ich sage es ihm heute“, hatte sie gesagt. Frieda hatte zuerst nicht geantwortet.

Draußen vor Marlenes Fenster hatten die Hühner ihrer Mutter im Hof gescharrt, ein Radio spielte irgendwo in der Nachbarschaft, und auf dem Waschtisch stand ein Glas mit wilden Margeriten, das Wasser darin schon trüb. „Marlene“, hatte Frieda schließlich geflüstert, „bist du dir sicher?“ Marlene hatte sie angesehen, und in diesem Blick lag so viel Angst, so viel Trotz und so viel Hoffnung, dass Frieda sich später noch jahrelang dafür hasen würde, nicht stärker gewesen zu sein. „Ich kann nicht mehr so tun, als wäre nichts“, sagte Marlene. „Nicht jetzt. Nicht, wo es nicht mehr nur um mich geht.“ Frieda hatte sich neben sie gesetzt und ihre Hand genommen. „Heinrich wird wütend sein.“

„Dann soll er wütend sein.“ „Er ist verlobt.“ Marlene lachte, aber das Lachen zerbrach fast sofort. „Ja. Mit einer Frau, die sein Vater ausgesucht hat. Mit einem Leben, das alle für richtig halten, nur weil es sauber aussieht.“ „Und wenn er dich wegschickt?“ Da hatte Marlene den Blick gesenkt. „Dann gehe ich trotzdem“, sagte sie leise. „Aber er soll wissen, dass sein Kind lebt.“ Frieda hatte nicht gewusst, was sie darauf antworten sollte. Sie kannte Heinrich. Jeder kannte Heinrich Tiedemann.

Er war drei Jahre älter als sie und der Sohn eines Mannes, dem mehr Land gehörte als vielen anderen zusammen. Heinrich war groß, dunkelhaarig und hatte ein ernstes, beinahe herrisches Gesicht. Manche Mädchen im Dorf fanden ihn schön, manche Frauen gefährlich. Er war freundlich, wenn es ihm nützte, charmant, wenn jemand zusah, und hart, wenn er sich sicher fühlte. Frieda hatte nie verstanden, warum Marlene ausgerechnet in ihm etwas gesehen hatte, das sie lieben konnte. Aber Liebe war selten vernünftig. Das hatte

Frieda schon damals gewusst, lange bevor sie verstand, dass man Menschen nicht nur lieben konnte, wenn sie gut für einen waren.

Jetzt stand sie im Leuchthaus und sah hinunter auf den schmalen Pfad, der von Marlenes Haus aus zum Moorweg führte. Noch war dort niemand zu sehen. Nur das Gras bewegte sich im Wind, und am Rand der Wiesen legte sich der erste Nebel wie ein dünnes Tuch über die Erde. Hinter Frieda stand die alte Laterne.

Ihr Vater hatte sie am Nachmittag gereinigt, wie jeden Tag, obwohl ihn niemand darum bat. Viele im Dorf sagten längst, es sei Unsinn, dieses Licht weiter zu entzünden. Die Straße sei befestigt, die Leute hätten Taschenlampen, und wer nachts noch durchs Moor lief, sei selbst schuld. Aber Friedas Vater war ein stiller Mann, der wenig auf das Gerede gab. Für ihn gehörte das Licht zu Krähenmoor wie die Kirche, der Dorfladen und die alte Linde am Gemeindehaus. Frieda nahm das Streichholz und entzündete die Flamme. Für einen Augenblick brannte sie klein und zittrig, dann griff sie den Docht, wurde ruhiger, wärmer, stärker.

Das Glas der Laterne begann zu leuchten, und draußen fiel ein schwacher goldener Schimmer über den oberen Rand des Turmfensters. Frieda sah in dieses Licht und dachte an Marlene. Sie hätte gehen sollen. Sie hätte die Treppe hinunterlaufen, über den Hof und den Moorweg entlanggehen sollen, bis sie Marlene eingeholt hätte. Sie hätte sagen sollen, dass man nicht allein zu einem Mann ging, der alles verlieren konnte, wenn man die Wahrheit aussprach. Sie hätte sagen sollen, dass Hoffnung manchmal gefährlicher war als Angst, weil sie einen dazu brachte, Menschen besser zu sehen, als sie waren. Aber Frieda blieb stehen. Nicht aus Gleichgültigkeit. Aus Feigheit, wie sie später denken würde. Damals nannte sie es Vorsicht.

Sie sagte sich, dass Marlene allein mit Heinrich reden wolle. Sie sagte sich, dass sie kein Recht habe, sich einzumischen. Sie sagte sich, dass Heinrich vielleicht doch anders reagieren würde, dass er vielleicht erschrecken, dann nachdenken und am Ende das Richtige tun würde. Denn trotz allem war Frieda jung genug, um noch darauf zu vertrauen, dass Menschen in entscheidenden Momenten besser wurden. Dann sah sie Marlene. Die Gestalt ihrer Freundin tauchte am

Rand der Wiesen auf, schmal und aufrecht, das helle Kleid unter der Strickjacke, die sie immer trug, wenn sie nervös war. Marlene ging schnell, aber nicht hastig.

Ihr Haar war offen, der Wind hob es über ihre Schultern. Von oben glich sie beinahe dem Mädchen von früher: barfuß auf denselben Wegen, überzeugt von einer schönen Zukunft, sofern sie nur weit genug entfernt lag. Frieda legte die Hand an die Scheibe. „Geh nicht“, flüsterte sie, ohne dass Marlene sie hören konnte.

Am Moorweg blieb Marlene stehen. Dort, wo der Pfad sich teilte, wartete Heinrich Tiedemann. Der eine Weg führte zurück ins Dorf, der andere tiefer am Schilf entlang. Frieda erkannte ihn sofort. Nicht nur an der Größe, sondern an seiner Haltung. Heinrich stand nie einfach irgendwo. Er nahm Raum ein. Selbst aus der Entfernung stand er da, als gehöre der Boden unter seinen Füßen ihm. Marlene trat zu ihm.

Zuerst konnte Frieda nichts hören. Der Wind trug die Stimmen nicht bis zum Turm, und die Entfernung machte aus ihren Bewegungen nur Gesten. Marlene sprach viel, mit beiden Händen, so wie sie es immer tat, wenn sie etwas nicht länger in sich behalten konnte. Heinrich stand still. Dann schüttelte er den Kopf. Frieda biss sich auf die Lippe. Sie hätte jetzt gehen können. Noch immer. Doch dann tauchte eine zweite Gestalt auf. Karl Brenner kam aus Richtung der Gaststätte. Frieda erkannte ihn an der breiten Schulter und an der hellen Jacke, die er fast jeden Abend trug, wenn er im Schankraum half.

Karl war nie besonders klug gewesen, aber er hatte eine Art von roher Anhänglichkeit an Menschen, die stärker waren als er. Besonders an Heinrich. Wo Heinrich befahl, folgte Karl – ob lachend oder schweigend, fast immer ohne zu fragen. Marlene wich einen Schritt zurück. Ihr Herz schlug schneller. Dann kam noch jemand.

Ein junger Mann im dunklen Anzug, mit schmalem Gesicht und weißem Kragen, trat aus dem Schatten der Erlen. Reimers, der neue Hilfspastor. Er war erst seit wenigen Monaten in Krähenmoor, sprach sanft, predigte über Vergebung und senkte bei Gemeindefesten so demütig den Kopf, dass die älteren Frauen ihn für einen guten Menschen hielten. Frieda hatte ihn nie richtig einschätzen können. In

seinen Augen lag manchmal etwas Ängstliches, aber auch etwas Eitles, als gefalle ihm die Vorstellung, gebraucht zu werden. Jetzt standen sie zu viert am Moorweg. Marlene. Heinrich. Karl. Reimers.

Und Frieda oben im Leuchthaus, mit den Händen an der Scheibe und dem Licht im Rücken. Der Streit wurde heftiger. Das sah sie, noch bevor sie etwas hörte. Marlene hob den Kopf, stolz und verletzt, Heinrich packte sie am Arm, Karl sah sich um, als fürchte er, jemand könne kommen, und Reimers hob beschwichtigend die Hände. Frieda öffnete das Fenster einen Spalt, und sofort drang feuchte Abendluft in den Turmraum. Jetzt hörte sie einzelne Worte. Nicht alles. Nur Fetzen. „Nicht hier.“ „Du kannst das nicht machen.“ „Es ist dein Kind.“ Frieda erstarrte. Marlene hatte es gesagt.

Laut genug, dass der Wind ihr die Worte nachtrug, hoch bis zum Leuchthaus, als hätten sie genau dorthin gewollt, zu der einen Zeugin, die später so lange schwieg. Heinrichs Stimme kam hart zurück, aber Frieda verstand sie nicht. Karl trat näher an Marlene heran. Reimers schüttelte den Kopf und sah in Richtung Dorf, als würde er hoffen, die ganze Szene könne sich auflösen, wenn nur niemand sie bemerkte. Marlene riss sich los.

Für einen Moment sah sie zum Leuchthaus hinauf. Frieda wusste nie, ob Marlene sie wirklich gesehen hatte. In manchen Nächten der folgenden Jahre war sie fest davon überzeugt. Dann wieder sagte sie sich, es sei unmöglich gewesen, bei diesem Licht, aus dieser Entfernung, durch das Glas und den Nebel. Doch etwas in Marlenes Gesicht veränderte sich, als ihr Blick den Turm streifte, und Frieda hob unwillkürlich die Hand. Marlene tat einen Schritt zurück. Heinrich griff erneut nach ihr. Diesmal nicht nur nach ihrem Arm.

Er packte sie an den Schultern. Frieda schrie. Es war kein lauter Schrei. Nicht laut genug. Der Wind verschluckte ihn. Vielleicht hatte sie auch gar nicht wirklich geschrien. Vielleicht war es nur in ihr gewesen: in ihrer Brust, in ihrem Hals, in jenem Teil von ihr, der damals zerbrach und nie wieder ganz heil wurde. Marlene stieß Heinrich von sich. Karl fluchte. Reimers sagte etwas, das wie ein Gebet klang, aber keines war. Dann geschah alles so schnell, dass Frieda später keine Reihenfolge mehr fand, der sie selbst noch traute.

Heinrich trat vor. Marlene wich zurück. Ihr Absatz rutschte am Rand des nassen Weges weg, doch sie fing sich. Sie fiel nicht, noch nicht. Sie war jung, stark und wollte leben. Sie hob die Hände, als könne sie die Welt noch einmal anhalten. Dann stieß Heinrich sie. Nicht weit. Nicht dramatisch. Nur mit beiden Händen gegen die Brust. Aber am Moorweg brauchte es nicht viel. Marlene taumelte rückwärts, ins hohe Gras, an die Stelle, wo der Boden fest aussah und doch schon nach wenigen Schritten weich wurde. Sie sank bis zu den Knöcheln ein, dann bis zu den Waden.

Marlene griff nach einem Birkenzweig. Karl machte einen Schritt und blieb stehen. Heinrichs Gesicht wurde weiß, während Reimers beide Hände vor den Mund schlug. „Helft ihr“, flüsterte Frieda. Niemand half. Marlene schrie jetzt. Dieses Mal hörte Frieda es.

Es war kein langer Schrei, eher ein kurzer, entsetzter Laut, in dem all das lag, was sie noch nicht gelebt hatte. Heinrich rief etwas. Karl schüttelte den Kopf. Reimers ging auf die Knie – nicht zu Marlene, sondern dort, wo der Weg noch sicher war. Oben im Turm stand Frieda wie festgenagelt im Licht. Dann löste sie sich. Sie rannte zur Treppe, stolperte, schlug mit der Schulter gegen die Wand, fing sich wieder, nahm die Stufen so schnell, dass ihr Kleid sich um ihre Beine wickelte. Unten im Flur rief ihre Mutter etwas aus der Küche, aber Frieda hörte nicht hin. Sie stürzte aus dem Haus, über den Hof, hinaus auf den Weg.

Der Nebel war dichter geworden. Viel dichter. Als sie den Moorweg erreichte, waren die Männer noch dort. Marlene war es nicht. Oder Frieda sah sie nicht mehr. Heinrich stand am Rand des Moors, die Hände zu Fäusten geballt. Karl hatte Schlamm an den Schuhen und atmete schwer. Reimers weinte, aber leise, fast ordentlich, als habe er auch dafür eine Regel gelernt. Frieda blieb stehen. Keiner sprach.

Im Moor bewegte sich etwas. Oder Frieda bildete es sich ein. „Wo ist sie?“, fragte sie. Ihre Stimme klang fremd. Heinrich drehte sich zu ihr um. In seinem Gesicht lag etwas, das Frieda nie wieder vergaß. Nicht Schuld. Noch nicht. Zuerst war da nur Wut darüber, gesehen worden zu sein. „Geh nach Hause“, sagte er. Frieda sah an ihm vorbei

ins Schilf. „Marlene“, rief sie. Keine Antwort. Nur ein leises Blubbern irgendwo zwischen den Binsen, dann das Flattern einer Krähe, die aus einer Birke aufstieg.

„Wir müssen Hilfe holen“, sagte Frieda. „Wir müssen sofort Hilfe holen.“ Karl lachte einmal kurz auf, aber es war kein richtiges Lachen. Es klang krank. „Zu spät“, murmelte er. Reimers schloss die Augen. „Gott sei ihr gnädig.“ Frieda schlug ihm ins Gesicht. Sie wusste später nicht mehr, woher die Kraft gekommen war. Ihre Hand brannte, der junge Pastor stolperte zurück, und für einen winzigen Moment fühlte Frieda etwas anderes als Angst. Etwas Heißes, Klares, Gerechtes. Dann packte Heinrich sie am Arm. So fest, dass sie noch Tage später blaue Flecken hatte. „Du hast nichts gesehen“, sagte er. Frieda starrte ihn an. „Du hast sie gestoßen.“

Seine Finger gruben sich tiefer in ihre Haut. „Du hast nichts gesehen.“ „Ich gehe zur Polizei.“ Da trat Karl vor. Seine Augen waren rot, und Schlamm klebte an seiner Hose. „Frieda, sei vernünftig.“ „Vernünftig?“ Sie hätte lachen wollen. Oder schreien. Oder ins Moor laufen und mit bloßen Händen nach Marlene graben. Nichts an diesem Abend war vernünftig: nicht das Geschehene, nicht das Verhalten dieser Männer und schon gar nicht das, was Frieda selbst versäumt hatte.

Heinrich beugte sich zu ihr. „Wenn du redest, ist nicht nur mein Leben vorbei“, sagte er leise. „Dann ist auch deins vorbei. Das deiner Eltern. Euer Haus. Das Leuchthaus. Alles.“ „Du kannst mir keine Angst machen.“ Doch das konnte er. Und er sah, dass er es konnte. „Niemand wird dir glauben“, sagte Reimers plötzlich.

Frieda drehte den Kopf zu ihm. Seine Wange war gerötet von ihrem Schlag, Tränen liefen ihm über das Gesicht, aber seine Stimme war jetzt erschreckend ruhig. „Du bist aufgeregt. Du hast von oben etwas gesehen, im Nebel, aus der Entfernung. Marlene war verzweifelt. Alle wussten, dass sie fortwollte. Vielleicht ist sie weggelaufen. Vielleicht ist sie ins Moor gegangen. Vielleicht war es ein Unfall.“ „Lüge“, sagte Frieda. „Eine Lüge, die alle glauben werden, wenn genug Menschen sie erzählen.“ Der Satz war so leise

gesprochen, dass er kaum lauter war als der Wind im Schilf. Aber er traf Frieda härter als Heinrichs Hand.

Denn in diesem Moment verstand sie zum ersten Mal, dass Wahrheit nicht automatisch stärker war als Lüge. Nicht in einem Dorf wie Krähenmoor. Nicht, wenn vertrauenswürdige Männer die Lüge erzählten, Familiennamen ihr Gewicht verliehen, ein Pastor sonntags von Schuld und Vergebung sprach und das betroffene junge Mädchen niemandem mehr widersprechen konnte. Aus dem Moor kam kein Laut mehr. Frieda spürte, wie ihr Körper zu zittern begann. Heinrich ließ ihren Arm los. „Geh nach Hause“, sagte er noch einmal. Diesmal ging sie. Nicht, weil sie ihre Worte für wahr hielt. Nicht, weil sie ihnen vergeben hätte. Sondern weil ihre Beine sie trugen, bevor ihr Mut zurückkam.

Sie lief durch den Nebel, ohne zu wissen, wohin, bis sie wieder vor dem Leuchthaus stand. Oben im Turm brannte die Laterne noch immer. Das Licht fiel schwach durch die Scheiben, golden und hilflos, und zum ersten Mal in ihrem Leben kam es Frieda nicht wie Rettung vor, sondern wie ein Zeuge, der gesehen hatte und trotzdem nichts hatte verhindern können. Ihre Mutter fand sie später im Flur, durchnässt, schmutzig und stumm. „Frieda, Kind, was ist passiert?“ Frieda sah sie an, öffnete den Mund und brachte kein Wort heraus. In derselben Nacht wurde in Krähenmoor zum ersten Mal erzählt, Marlene Vogt sei verschwunden. Am nächsten Morgen fand man ihr Fahrrad am Moorweg.

Am übernächsten Tag begannen die Männer mit langen Stangen das Moor abzusuchen, aber nicht lange genug und nicht an der richtigen Stelle. Heinrich und Karl halfen mit; sogar Reimers stand am Rand und betete, während die Frauen im Dorf Kuchen brachten und die Kinder still in den Hauseingängen standen. Frieda war nicht dort.

Sie lag in ihrem Zimmer, die Decke bis zum Kinn gezogen, und hörte auf jedes Geräusch im Haus. Es war, als könne die Wahrheit doch noch die Treppe heraufkommen, an ihre Tür klopfen und sie zwingen, endlich aufzustehen. Aber niemand kam. Nicht die Wahrheit. Nicht Marlene. Und irgendwann wurde aus dem Suchen ein Reden, aus dem Reden ein Flüstern, aus dem Flüstern ein Schweigen. Man

sagte, Marlene sei fortgelaufen. Man sagte, sie sei ins Moor geraten. Man sagte, manche Mädchen hätten eben zu viel Unruhe im Herzen. Nur Frieda sagte nichts.

Jahre später würde sie sich nicht mehr an alle Einzelheiten jenes Sommers erinnern, nicht an jede Stimme, nicht an jeden Blick, nicht an die genaue Farbe des Himmels. Aber sie würde sich immer an das Licht erinnern. An die Laterne im Turm. An Marlenes Gesicht, als sie zum Leuchthaus hinauf sah. An Heinrichs Hände. An das Schilf, das sich über einer jungen Frau geschlossen hatte, die nicht hatte verschwinden wollen. Und an den Moment, in dem sie begriff, dass ein Licht nicht genügte, wenn der Mensch, der es trug, zu viel Angst hatte, es in die Dunkelheit zu halten. Von diesem Abend an wurde das Leuchthaus in Krähenmoor seltener entzündet. Zuerst nur an manchen Tagen nicht.

Dann wochenlang nicht. Irgendwann gar nicht mehr. Die Menschen gewöhnten sich daran. Sie sagten, die Zeit sei vorbei, man brauche solche alten Zeichen nicht mehr. Die Straße sei sicherer geworden, der Moorweg werde kaum noch genutzt, und außerdem habe jeder sein eigenes Licht im Haus.

Nur Frieda wusste, dass das nicht stimmte.

Das Licht war nicht erloschen, weil man es nicht mehr brauchte. Es war erloschen, weil sie es nicht verdient hatten. Fast fünfzig Jahre später würde Frieda es endlich begreifen. In einer Nacht, in der der Nebel wieder dicht über Krähenmoor lag, würde sie mit zitternden Händen eine Kerze im alten Turm entzünden und erkennen: Manche Schuld wurde nicht kleiner, wenn man lange genug schwieg. Sie wurde nur geduldiger. Und wartete. Wie das Moor.

Nur Frieda wurde nicht ruhig. Sie begann, kleine Dinge aufzuheben, nicht weil sie schon einen Plan hatte, sondern weil etwas in ihr sich weigerte, Marlene ganz den Sätzen der anderen zu überlassen. Ein Haarband, das sie später fand. Ein Zettel mit einer Wegskizze. Ein Datum. Ein Name. Ein Stück Erinnerung, das sich in einer Schachtel verwahren ließ, solange der Mut fehlte, es offen auf den Tisch zu legen. Viele Jahre lang hielt sie sich für feige, und vielleicht war sie das auch. Aber Feigheit und Treue konnten in einem

Menschen nebeneinander wohnen, wie Licht und Schatten im Turm. Frieda hatte Marlene nicht gerettet. Doch sie ließ nicht zu, dass alle Spuren verschwanden.

Als der Sommer endete, hatte Krähenmoor eine Geschichte gefunden, mit der es leben konnte. Marlene war unruhig gewesen. Marlene hatte fortgewollt. Marlene hatte den Moorweg gekannt. Vielleicht war sie weggelaufen, vielleicht verunglückt, vielleicht hatte sie das Dorf absichtlich in Sorge gelassen, weil solche Mädchen eben nicht wussten, was sie anderen antaten. Frieda hörte diese Sätze überall, und jedes Mal nahm einer davon Marlene ein Stück mehr aus der Welt. Aus einem Mädchen mit Stimme, Lachen, Zorn, Angst und einem Kind unter dem Herzen wurde eine Erklärung. Aus der Erklärung wurde ein Gerücht. Aus dem Gerücht wurde Ruhe.

Noch in derselben Woche kam Reimers zum Leuchthaus. Er brachte keinen Trost, obwohl er so sprach, als sei Trost sein Amt. Er stand in der kleinen Stube, die Hände gefaltet, das junge Gesicht zu ernst für sein Alter. Jedes weitere Wort, sagte er, könne Marlenes Mutter zerstören, Heinrichs Verlobte beschmutzen und Friedas Eltern in Schwierigkeiten bringen. Falls es ein Kind gebe, werde auch dieses mit unverdienter Schande belastet. Frieda hörte das Wort Kind und begriff, dass Marlene ihm etwas gesagt haben musste oder dass Reimers mehr wusste, als er zugeben wollte. Sie fragte ihn danach, doch er senkte nur den Blick und sagte, manche Dinge seien vor Gott anders zu ordnen als vor Menschen. An diesem Abend vergaß Frieda nicht, das Licht zu entzünden. Sie tat es absichtlich nicht. An diesem Abend entzündete Frieda das Licht nicht. Sie ließ den Turm dunkel, saß unten im Flur und wartete darauf, dass jemand an die Tür klopfte und sagte, Marlene sei gefunden worden. Niemand kam. Zurück blieb ein Schweigen, das Frieda von diesem Abend an mit sich trug.

Als die Polizei zum zweiten Mal kam, saß Frieda in der Küche und hielt eine Tasse fest, obwohl der Tee längst kalt war. Hermann Benning, der junge Dorfpolizist mit dem ernstesten Gesicht, fragte vorsichtiger als die anderen, aber auch er stellte Fragen, als müsse eine Wahrheit in eine Form passen, die Männer verstehen konnten. Ob sie Heinrich gesehen habe. Ob sie sicher sei. Ob der Nebel nicht zu dicht gewesen sei. Ob sie Marlene vielleicht mit jemand anderem

verwechselt habe. Frieda wollte schreien, dass man Heinrich nicht verwechseln konnte, nicht seine Größe, nicht seine Hände, nicht diese Art, Raum zu nehmen, als gehöre er einem. Doch ihre Mutter stand hinter dem Polizisten, blass und zitternd, und vor dem Fenster lehnte Ernst Tiedemann am Gartenzaun, obwohl er angeblich nur vorbeigekommen war, um zu fragen, ob man Hilfe brauche. Da verstand Frieda, dass eine Aussage nicht nur aus Worten bestand. Sie bestand auch aus lauschenden Menschen, verschuldeten Häusern, alternden Eltern und der lautlosen Fähigkeit des Dorfes, einem Menschen ohne erhobene Hand die Luft zu nehmen.

Marlene fehlte überall. Sie fehlte am Moorweg, wo das Gras sich nach wenigen Tagen wieder aufrichtete, als sei nichts geschehen. Sie fehlte vor dem Dorfladen, wo Meike Harth, damals noch ein Mädchen mit viel zu großen Augen, heimlich nach dem roten Haarband fragte, das alle so schön gefunden hatten. Sie fehlte im Gasthof, in dem Karl Brenner lauter lachte als früher und dabei niemandem in die Augen sah. Sie fehlte in der Kirche, wo Reimers an jenem ersten Sonntag nach ihrem Verschwinden von Trost predigte und das Wort Schuld nicht einmal aussprach. Und sie fehlte in Friedas Zimmer so stark, dass Frieda den Stuhl an ihrem Schreibtisch manchmal nicht ansehen konnte. Dort hatte Marlene oft gesessen, die Beine untergeschlagen, eine Zigarette im Mundwinkel, und von Städten mit nach Freiheit klingenden Namen gesprochen. Jetzt stand dieser Stuhl leer, und Frieda begriff, dass Leere nicht nichts war. Leere war ein Körper, der keinen Platz mehr bekam.

Friedas Mutter versuchte, sie mit Tee, warmen Tüchern und müden Ermahnungen zurück in ein normales Leben zu holen. Sie setzte sich abends an Friedas Bett und strich ihr über das Haar, als sei Frieda noch ein Kind, das einen schlechten Traum gehabt hatte, obwohl der Traum draußen weiterging und durch jede Ritze des Hauses kam. Ihr Vater sprach weniger als sonst. Er ging jeden Morgen in den Turm, putzte das Glas der Laterne, stellte den Docht gerade und tat doch manchmal so, als habe er vergessen, die Flamme zu entzünden. Frieda wusste, dass er es nicht vergaß. Er stand dann unten im Flur, den Streichholzbrief in der Hand, und hörte auf das Dorf, auf die Glocken, auf die Schritte draußen, auf jene unsichtbare Grenze, die nach

Marlenes Verschwinden um das Leuchthaus gezogen worden war. Einmal fragte Frieda ihn, warum er das Licht nicht mehr anmache. Er sah sie lange an und sagte nur, manche Lichter würden Menschen nicht retten, sondern daran erinnern, dass sie es nicht getan hätten.

In den Tagen danach lernte Frieda, dass ein Dorf nicht auf einmal schweigt, sondern in Schichten. Zuerst kamen die lauten Stimmen und die Suchtrupps: Männer mit Stangen und Stiefeln, Frauen mit Kannen voller Kaffee, Nachbarn vor der Haustür. Mit jener weichen Troststimme wandten sie sich an Mutter Vogt und hofften zugleich, nicht zu tief in fremden Schmerz gezogen zu werden. Danach kamen die halblauten Gespräche – an Gartenzäunen, im Dorfladen, nach der Messe und hinter vorgehaltenen Händen. Marlenes Verschwinden wurde behandelt wie ein Unglück, das man vorsichtig wenden musste, um sich nicht daran zu schneiden. Und schließlich kam die Stille, die nicht leer war, sondern gefüllt mit Entscheidungen, die niemand Entscheidung nannte. Wer noch nach Marlene fragte, störte. Wer Heinrichs Namen erwähnte, machte sich verdächtig. Wer Frieda ansah, erwartete von ihr entweder ein Geständnis oder eine Entlastung, und beides konnte sie nicht geben, ohne wieder in jener Nacht zu stehen, in der sie zu spät gelaufen war.

Kapitel 1: Ankunft im Nebel

Fast fünfzig Jahre später fuhr Jana Seefeld an einem späten Oktober Nachmittag die Landstraße nach Krähenmoor entlang. Bereits nach wenigen Kilometern spürte sie: Sie näherte sich nicht bloß einem Einsatzort. Krähenmoor hatte sich lange genug vor der Welt verborgen, um jedem Fremden an seinen Grenzen zu misstrauen. Der Himmel hing tief über den Feldern, schwer und grau, und der Regen, der den ganzen Vormittag über in dünnen Fäden gefallen war, hatte die Straßen glänzend und die Gräben an den Wegrändern dunkel gemacht.

Hinter der Windschutzscheibe zogen nasse Wiesen vorbei. Erlen und Birken standen vereinzelt am Rand der schmalen Fahrbahn, fast kahl und schwarz vom Regen; aus den Senken stieg immer wieder milchiger Nebel auf und legte sich über das Land, als wolle er jede weite Sicht verhindern. Jana kannte die trügerische Ordnung kleiner Orte: frisch gestrichene Fensterläden, gepflegte Vorgärten und Gespräche, die verstummten, sobald ein Polizeiwagen hielt.

In trostlosen Häusern dagegen waren ihr Menschen begegnet, die einander auffingen, wenn es darauf ankam. Krähenmoor besaß schon aus der Entfernung etwas Eigenes, obwohl sie das Dorf noch nicht erreicht hatte. Es war kein schöner Ort im gewöhnlichen Sinn. Nichts daran war einladend, hell oder leicht. Und trotzdem zog sie diese Landschaft an: eine namenlose, dunkle Ruhe, als hätte sie gelernt, alles auszuhalten, was Menschen ihr anvertrauten.

Auf dem Beifahrersitz lag eine dünne Fallakte, die bisher kaum mehr enthielt als ein paar erste Angaben der örtlichen Polizei, einen knappen Bericht des Polizeimeisters und den Namen der Toten. In dieser Akte standen nur wenige Angaben: Frieda Martens, siebzig Jahre alt, alleinlebend, aufgefunden in ihrem Haus am Rand des Moors. Zunächst hatte alles nach einem natürlichen Tod ausgesehen, zumindest auf dem Papier, so wie alte Menschen manchmal still aus dem Leben glitten, ohne dass die Welt einen großen Riss bekam.

Doch der örtliche Polizeimeister Lars Benning hatte darauf bestanden, dass etwas nicht stimmte. Jana nahm den Instinkt eines dorfkundigen Beamten ernst und war trotz der späten Stunde

losgefahren, obwohl sie vor Einbruch der Dunkelheit wieder zu Hause sein wollte.

Zu Hause.

Das Wort kam ihr in den Sinn, ohne dass es noch richtig passte. Ihre Wohnung in der Stadt war ordentlich, warm, zweckmäßig und seit Monaten viel zu still. Ein Platz, an den sie zurückkehrte, die Schuhe auszog, Berichte schrieb, den Wasserkocher einschaltete und sich einredete, dass Ruhe dasselbe sei wie Frieden. Früher hatte dort manchmal Musik gespielt. Früher hatte jemand gefragt, ob sie noch lange arbeiten müsse. Früher hatte Jana gemeint, man könne bestimmte Verluste hinter sich lassen, wenn man nur genügend Zeit vergehen ließ und den Alltag fest in beide Hände nahm. Heute wusste sie es besser.

Man ließ manche Dinge nicht hinter sich.

Man nahm sie mit, auch wenn sie kleiner wurden, leiser, unscheinbarer. Sie lagen nicht mehr jeden Morgen offen auf dem Tisch, aber sie waren da. Sie zeigten sich in den Pausen zwischen zwei Gedanken, im Spiegelbild eines dunklen Fensters und in fremden Häusern, in denen jemand gestorben war und nichts mehr gesagt werden konnte. Jana zog die Schultern etwas höher, obwohl es im Wagen nicht kalt war, und konzentrierte sich wieder auf die Straße. Ein Schild tauchte aus dem Nebel auf.

Krähenmoor.

Das weiße Ortsschild trug den Namen in schwarzen Buchstaben. Darunter verblasste ein Aufkleber des Schützenvereins; gleich dahinter verengte sich die Straße. Die ersten Häuser erschienen, eins nach dem anderen, wie vorsichtig aus dem Dunst geschoben. Ein alter Hof mit geschlossenen grünen Läden. Ein kleines Backsteinhaus, vor dem ein verrostetes Fahrrad an der Wand lehnte. Eine Scheune mit schieferm Dach. Dann der Kirchturm, gedrungen und dunkel: zu niedrig, um den Nebel zu durchstoßen, doch hoch genug, um zu zeigen, dass sich das Dorf um ihn herum gesammelt hatte. Es war still.

Nicht menschenleer, das nicht. Hinter den Fenstern bewegte sich das Dorf: Eine Frau zog den Vorhang beiseite, ein Mann in

Arbeitskleidung hielt vor einem Schuppen inne, zwei Kinder mit Schulranzen verstummten auf dem Gehweg und sahen ihr nach. Aber es war diese besondere Stille kleiner Orte, wenn etwas geschehen war und alle bereits davon wussten, bevor jemand offiziell etwas gesagt hatte. Eine Stille, die nicht aus Unwissenheit entstand, sondern aus zu viel Wissen.

Jana fuhr langsam weiter.

Der Gasthof lag an einer kleinen Kreuzung, ein länglicher Bau mit dunklen Fensterrahmen und einem Schild, auf dem in verblichenen goldenen Buchstaben „Zum Moorblick“ stand. Daneben befand sich ein niedriger Dorfladen, dessen Schaufenster eine merkwürdige Mischung aus Kerzen, Brot, Zeitschriften und Gummistiefeln zeigte. Vor dem Laden stand eine ältere Frau mit Einkaufskorb. Sie musterte Jana, als müsse sie sich jede Einzelheit merken: Kennzeichen, Gesicht und Haltung der Fahrerin, vielleicht sogar Janas Griff um das Lenkrad. Jana kannte solche Blicke. Sie waren nicht immer feindselig. Manchmal waren sie nur vorsichtig. Manchmal neugierig. Manchmal aber auch ein erstes, fast unbewusstes Abwiegen, ob jemand gefährlich werden konnte.

Am Ende des Dorfes öffnete sich die Straße wieder. Links führten nasse Wiesen zum Moor hinunter, rechts standen ein paar verstreute Häuser, und dahinter erhob sich ein Bau, der auf den ersten Blick nicht recht in diese Landschaft passen wollte.

Das Leuchthaus.

Es stand etwas abseits, auf einem flachen Hügel, der kaum höher war als die umliegenden Wiesen und doch genügte, um dem Gebäude eine seltsame Würde zu geben. Der untere Teil war aus altem Backstein gemauert, verwittert, dunkelrot und an manchen Stellen vom Moos grünlich überzogen. Darüber erhob sich ein schmaler Turm mit runden Fenstern. Er war nicht hoch wie ein Leuchtturm an der Küste, eher eine Erinnerung daran, dass auch ein Moor Wege verschlucken konnte. Menschen brauchten ein Zeichen, um nicht verloren zu gehen. Das Glas im oberen Raum war trüb, der eiserne Rahmen rostig, und doch sah Jana sofort, dass dieses Gebäude mehr war als nur ein altes Haus.

Es hatte auf etwas gewartet.

Oder auf jemanden. Vor dem kleinen Gartentor stand ein Polizeiwagen. Daneben wartete ein Mann in dunkler Uniform, die Hände tief in die Taschen seiner Jacke geschoben, den Blick auf das Haus gerichtet. Als Jana hielt und ausstieg, hob er den Kopf. Der Wind griff sofort nach ihrem Mantel, fuhr kühl darunter und trug den Geruch von nassem Laub, Torf und altem Holz zu ihr herüber. „Kommissarin Seefeld?“, fragte der Mann. Seine Stimme war ruhig, aber nicht gleichgültig. „Ja.“ „Lars Benning.“

Er reichte ihr die Hand. Sein Händedruck war fest, ohne sich beweisen zu wollen. Jana schätzte ihn auf Mitte fünfzig, vielleicht etwas älter. Sein Gesicht war vom Wetter geprägt, mit tiefen Linien um Mund und Augen, und in seinem Blick lag eine Müdigkeit, die nicht von einer einzigen schlechten Nacht kam. Es war die Müdigkeit eines Menschen, der lange genug in einem kleinen Ort Dienst getan hatte, um zu wissen, dass die schwierigsten Einsätze selten die lautesten waren.

„Danke, dass Sie gekommen sind“, sagte er. „Sie klangen am Telefon ziemlich sicher.“ Benning sah kurz zum Leuchthaus hinüber. „Ich war mir nicht sicher genug, um es allein als Mordfall zu behandeln. Aber zu sicher, um einfach den Arzt unterschreiben zu lassen.“ Jana nickte leicht. Das war offen gesprochen, und solche Antworten waren zu Beginn eines Falls selten genug, um aufzufallen.

„Wer hat sie gefunden?“ Benning deutete auf ein kleines weißes Haus, das ein Stück weiter an der Straße stand, sauber, gepflegt, mit schmalem Vorgarten und einer so exakt geschnittenen Hecke, dass das Grundstück etwas Strenges bekam. „Anna Tiedemann. Sie hat sich in den letzten Jahren um Frieda gekümmert. Nicht offiziell, eher nachbarschaftlich. Brot, Milch, Medikamente, manchmal etwas Warmes zum Essen. Heute Morgen war die Haustür nur angelehnt. Frieda saß im Wohnzimmer.“ Jana blickte zu dem weißen Haus hinüber. Hinter einem der Fenster bewegte sich ein Vorhang. Nur kurz, kaum sichtbar, aber genug. „Ist Frau Tiedemann noch dort?“

„Ja. Ich habe ihr gesagt, sie soll im Haus bleiben, falls wir noch Fragen haben. Sie ist ziemlich mitgenommen.“ „Verwandt?“ „Nein.

Jedenfalls nicht, soweit ich weiß.“ Der Zusatz kam zu spät, zu vorsichtig. Jana sah ihn an. „Soweit Sie wissen?“ Benning rieb sich mit einer Hand über den Bart, als bereue er bereits, mehr angedeutet zu haben, als er sagen wollte. „Krähenmoor ist klein. Manche Verbindungen sind hier nicht auf dem Papier zu finden.“ „Das klingt nach einem Satz, der später wichtig wird.“ „In Krähenmoor werden viele Sätze später wichtig“, sagte er leise. Jana antwortete nicht sofort. Sie wandte sich wieder dem Leuchthaus zu. Die Haustür war geschlossen, aber nicht versiegelt.

Ein schmaler Weg führte durch den verwilderten Garten, vorbei an braun verblühten Hortensien und einem fast kahlen Apfelbaum. Einige Äpfel lagen im Gras, dunkel und aufgeplatzt vom Regen. Krähen saßen auf dem Dachfirst und in den kahlen Ästen der Erlen am Rand des Grundstücks. Sie waren so zahlreich, dass Jana unwillkürlich den Blick hob. „Macht der Name dem Dorf Ehre“, sagte sie. Benning folgte ihrem Blick. „Die Krähen waren schon immer hier.“ „Und das Moor auch.“ „Das Moor zuerst.“ Es klang nicht wie eine scherzhafte Bemerkung, sondern wie etwas, das man in Krähenmoor offenbar wusste und nicht vergaß.

Jana zog Handschuhe aus der Manteltasche, streifte sie aber noch nicht über. Sie wollte das Haus zuerst von außen sehen, seine Fenster, den Zugang, die Umgebung. Manchmal erzählte ein Ort mehr, bevor man ihn betrat. Frieda Martens hatte allein zwischen Dorf und Moor gelebt: nah genug für die Blicke der Menschen, doch zu abgelegen für zufälligen Besuch.

Ein Haus für jemanden, der bleiben wollte, aber nicht unbedingt dazugehören musste. „Wie lange war sie tot, als Frau Tiedemann sie fand?“ „Der Arzt schätzt, seit der Nacht. Genaues muss die Rechtsmedizin sagen.“ „Warum haben Sie mich wirklich angerufen?“ Benning sah sie an. „Wegen des Lichts.“ Jana wartete. „Oben im Turm hat seit Jahrzehnten nichts mehr gebrannt. Nicht offiziell. Die alte Laterne ist außer Betrieb, das Gestell verrostet, niemand nutzt den Raum. Aber mehrere Leute behaupten, in den letzten Nächten wieder Licht gesehen zu haben.“ „Kerzenlicht?“ „Vermutlich.“ „Und Sie vermuten, das hängt mit Friedas Tod zusammen?“ „Frieda war nicht verwirrt, Kommissarin. Alt, ja. Eigen. Stur. Aber nicht verwirrt. Wenn

sie dort oben Licht gemacht hat, dann hatte das einen Grund.“ Jana sah zum Turmfenster hinauf. Das Glas war dunkel. Kein Licht. Nur die Spiegelung des grauen Himmels. „Hat sie jemandem davon erzählt?“ „Vielleicht Anna. Vielleicht auch niemandem. Frieda hat viel mit sich selbst ausgemacht.“ „Wie die meisten Menschen, die irgendwann daran zerbrechen.“

Benning sagte nichts, aber etwas in seinem Blick veränderte sich. Vielleicht, dachte Jana, hatte er in diesem Satz mehr gehört, als sie hatte zeigen wollen. Der Wind zog über die Wiesen. Von irgendwoher kam ein einzelner Krähenruf, scharf und rau, dann antworteten mehrere andere, bis das Geräusch kurz über dem Garten hing und wieder zerfiel. Jana schob die Hände in die Manteltaschen und ging langsam den Weg entlang. Benning folgte ihr mit einem kleinen Abstand. Vor der Tür blieb sie stehen. Das Holz war alt und dunkel gestrichen, der Lack an vielen Stellen abgeblättert. Neben der Türklinke hing ein Messingschild, auf dem in schlichter Schrift „F. Martens“ stand.

Darunter befand sich ein kleiner Kratzer, frisch genug, um sich hell von der Umgebung abzuheben. Jana beugte sich leicht vor, berührte ihn aber nicht. „Die Tür war angelehnt?“ „Ja.“ „Nicht abgeschlossen?“ „Nein.“ „War das üblich?“ Benning zögerte. „Früher vielleicht. Heute eher nicht. Frieda war vorsichtig. Sie hat abends abgeschlossen. Anna sagt, immer.“ „Also hat sie jemandem geöffnet.“ „Oder jemand hatte einen Schlüssel.“ Jana sah ihn an. „Wer?“ „Anna Tiedemann hatte einen. Für Notfälle. Mehr weiß ich bisher nicht.“ „Familie?“ „Keine Kinder. Keine nahen Angehörigen mehr. Ein Neffe irgendwo in Bremen, aber kaum Kontakt.“ „Freunde?“ Benning atmete langsam aus. „Frieda hatte Bekannte. Freunde sind in kleinen Dörfern eine kompliziertere Sache.“

Sobald es um Frieda ging, sprach Benning anders. Nicht distanziert, nicht nur dienstlich. Da war Respekt, vielleicht sogar Zuneigung, aber auch eine Art von schlechtem Gewissen, das nicht allein ihm gehören musste. „Sie kannten sie gut?“ „So gut, wie sie es zugelassen hat.“ „Das heißt?“ „Ich bin hier geboren. Frieda war immer da. Im Leuchthaus, im Dorfladen, manchmal in der Kirche, solange sie noch ging. Sie hat nie viel gesagt, aber wenn sie etwas

sagte, hörte man besser hin.“ Jana nickte, obwohl sie die Frau noch nicht gesehen hatte, jedenfalls nicht mit eigenen Augen, und doch begann Frieda Martens bereits Form anzunehmen.

Nicht nur als Tote, nicht nur als Name auf einem Bericht, sondern als Mensch, der offenbar Spuren hinterlassen hatte, leise, aber tief genug, dass ein Polizeimeister sich weigerte, ihren Tod einfach hinzunehmen. „Gab es Streit?“ „Nicht offen.“ „Das ist keine Antwort.“ „Doch“, sagte Benning. „Für Krähenmoor ist es eine.“ Jana hätte beinahe gelächelt, tat es aber nicht. Stattdessen zog sie nun die Handschuhe an. „Dann erzählen Sie mir unterwegs alles, was in Krähenmoor nicht offen gesagt wird.“ Benning senkte den Blick kurz, als müsse er entscheiden, wo man bei einem Dorf anfang, das aus unausgesprochenen Dingen bestand. „Vielleicht sollten Sie zuerst Frieda sehen.“

Die Tür öffnete sich mit einem leisen, langen Knarren. Der Flur dahinter war schmal und dunkel, obwohl Benning das Licht eingeschaltet hatte. Es fiel gelblich auf einen Läufer, dessen Muster an vielen Stellen ausgetreten war, und auf eine Garderobe mit zwei Mänteln. Daneben standen ein Regenschirm und eine kleine Kommode; an der Wand hing eine vermutlich viele Jahre alte Bleistiftzeichnung des Leuchthauses. Die Luft im Haus war kühl und abgestanden. Sie roch nach Wachs, Kräutertee, Möbelpolitur, Staub und Stoff – eine eigentümliche Abgestandenheit, wie sie ein lange von nur einem Menschen bewohntes Haus annahm. Jana blieb im Eingang stehen. Nicht, weil sie zögerte. Sondern weil sie lauschte. Häuser hatten eine eigene Art zu schweigen.

Ein verlassenes Haus schwieg anders als ein bewohntes. Ein Haus, in dem jemand gestorben war, schwieg wieder anders. Es war, als wüssten die Räume, dass etwas aus ihnen verschwunden war, und als hielten sie noch den Atem an, obwohl niemand mehr zurückkommen würde. Im Flur stand ein Paar Gummistiefel, ordentlich nebeneinander, die Sohlen getrocknet, aber noch mit Moorerde in den Rillen. Auf der Kommode lag eine Brille, daneben eine kleine Schale mit Pfefferminzbonbons. An einem Haken hing ein gehäkelter Einkaufsbeutel. Alles war gebraucht, alltäglich, unspektakulär. Nichts

daran erzählte von Gewalt. Nichts schrie. Genau das machte Jana aufmerksam.

Gewalt war nicht immer laut. Schuld war nicht immer unordentlich. Und manchmal verließen Täter einen Raum sorgfältiger, als sie ihn betreten hatten, weil sie sich einredeten, Ordnung könne Unschuld vortäuschen. „Sie ist im Wohnzimmer“, sagte Benning leise. Jana nickte, bewegte sich aber noch nicht weiter. Ihr Blick blieb an einem schmalen Tischchen hängen, auf dem ein einzelner Briefumschlag lag. Leer, vergilbt, ohne Marke.

Daneben stand eine kleine Vase mit vertrockneter Heide. Die Blüten waren so dunkel geworden, dass sie beinahe schwarz waren. „Lag das schon so?“ „Ja.“ „Hat jemand etwas angefasst?“ „Der Arzt. Und Anna hat, bevor sie uns rief, wahrscheinlich Friedas Hand berührt. Sie war sehr aufgelöst. Sonst niemand, soweit ich verhindern konnte.“ Jana sah ihn kurz an. „Gut.“ Es war mehr Anerkennung, als sie gewöhnlich so früh gab.

Sie ging langsam weiter, vorbei an der geschlossenen Küchentür mit dem stärker werdenden Geruch kalten Tees, vorbei an der engen, steilen Treppe zum Obergeschoss und ihrem von vielen Händen glatt geriebenen Holzgeländer. Oben war es dunkel. Der Turmraum musste noch darüber liegen. Jana dachte an das Licht, von dem Benning gesprochen hatte, an eine alte Frau, die nachts eine Kerze anzündete, obwohl solche Zeichen niemandem mehr etwas bedeuteten. Warum? Die Frage lag sofort in ihr. Nicht nur warum Frieda gestorben war. Sondern warum sie kurz vor ihrem Tod etwas getan hatte, das offenbar gegen Jahrzehnte des Schweigens verstieß.

Am Ende des Flurs stand die Wohnzimmertür halb offen. Dahinter brannte eine Stehlampe. Ihr Licht fiel weich auf den Boden, auf einen Teppich mit verblassten Farben und auf den Rand eines Ohrensessels. Jana blieb einen Moment stehen. Sie kannte diesen Augenblick. Den letzten Atemzug vor dem ersten wirklichen Blick auf einen Toten. Danach veränderte sich alles. Ein Name bekam ein Gesicht, ein Bericht wurde ein Leben, ein Fall wurde zu einer Verpflichtung. Hinter ihr räusperte sich Benning nicht, sagte nichts, bewegte sich kaum. Jana trat ein. Das Wohnzimmer war kleiner, als sie erwartet

hatte, aber warm eingerichtet, mit dunklen Möbeln, Bücherregalen, gerahmten Fotografien und einem Fenster zum Moor hinaus.

Die Gardinen waren halb zugezogen, und durch den Spalt sah sie die Wiesen, den Nebel und die ersten Schatten des Abends. Auf einem kleinen Tisch stand eine Tasse. Daneben lag ein Stück Gebäck auf einem Teller, unberührt. Eine alte Standuhr tickte in der Ecke, ruhig und unerbittlich, als habe sie nicht begriffen, dass für Frieda Martens keine Zeit mehr verging. Die Tote saß im Sessel.

Auf den ersten Blick bot Frieda Martens im Sessel ein friedliches Bild, und Jana misstraute ihm sofort. Der Kopf war leicht zur Seite geneigt, die Augen geschlossen, die Hände ruhten auf der Decke, die über ihren Knien lag. Ihr Gesicht war schmal, von tiefen Falten durchzogen, der Mund leicht geöffnet, als hätte sie im letzten Moment noch etwas sagen wollen und es nicht mehr geschafft. Ihre Haare waren weiß und sorgfältig zurückgekämmt. An ihrem linken Handgelenk trug sie eine alte Uhr mit schmalem Lederband. Jana trat näher, ohne die Tote zu berühren. Sie sah auf die Hände. Die rechte war nicht ganz entspannt.

Die Finger waren leicht gekrümmt, fast verkrampft, als wollte Frieda etwas festhalten oder ihr Körper wehrte sich im letzten Moment gegen einen unsichtbaren Angriff. Auf dem Tisch vor ihr stand die Teetasse. Der Tee war dunkel. Jana beugte sich näher, roch aber noch nicht daran. Der Rand der Tasse zeigte einen schwachen Abdruck, vielleicht von Lippen, vielleicht von der Zeit.

Neben der Tasse lag ein kleiner Löffel. Alles stand geordnet, fast zu geordnet. Dann sah Jana den Bilderrahmen. Er lag auf dem Boden neben dem Tisch, das Glas gesprungen, eine Ecke abgebrochen. Das Foto darin war halb herausgerutscht. Fünf junge Menschen standen vor dem Leuchthaus, lachend, sommerlich, nichts ahnend oder vielleicht nur noch nicht bereit, das zu wissen, was später aus ihnen werden würde. Jana ging langsam in die Hocke. Sie nahm das Foto nicht heraus. Sie sah nur hin.

Zwei junge Frauen. Drei junge Männer. Einer der Männer hielt eine Laterne hoch. Das Licht darauf war nicht echt, natürlich nicht, nur eingefangenes Sonnenlicht auf altem Papier. Trotzdem hatte Jana

für einen Moment das Gefühl, gerade dieses Bild sei der Grund, weshalb Frieda Martens nicht in Frieden gestorben war. „Das Foto lag bei ihr?“, fragte sie. Benning war an der Tür stehen geblieben. „Ja.“ „Kennen Sie die Personen?“ Benning schwieg einen Moment. Zu lange. Jana sah nicht zu ihm auf. „Herr Benning.“ Er trat näher, aber nur bis zum Rand des Teppichs. „Frieda ist eine der Frauen.“ „Welche?“ „Die mit dem dunklen Zopf. Links.“

Jana betrachtete das junge Gesicht, das kaum etwas mit der alten Frau im Sessel gemein hatte und doch denselben Mund besaß, dieselbe ernste Linie unter dem Lächeln. Neben ihr stand die zweite junge Frau, heller, offener, mit Haaren, die der Wind aus dem Gesicht zog, und einem Lachen voller Leben, das Jana einen kleinen Stich versetzte. „Und die andere?“ Benning atmete hörbar ein.

„Marlene Vogt.“ Der Name veränderte die Luft im Raum. Manche Namen wurden nicht einfach ausgesprochen. Sie wurden freigelegt. „Wer ist Marlene Vogt?“ Benning sah zum Fenster, hinaus in den Nebel, als läge dort die Antwort. „Ein Mädchen aus Krähenmoor. Sie verschwand im Sommer 1978.“ Jana wartete. „Man fand ihr Fahrrad am Moorweg. Sie selbst nie.“ Die Standuhr tickte weiter.

Jana sah wieder auf das Foto. Fünf junge Menschen vor einem Leuchthaus. Ein Sommer, der längst vorbei war. Eine verschwundene junge Frau. Eine alte Frau, die tot in ihrem Sessel saß, neben einer Teetasse und einem zerbrochenen Rahmen. „Und die Männer?“ Benning trat nun doch näher. „Der mit der Laterne ist Heinrich Tiedemann. Annas Vater. Daneben Karl Brenner, früher Wirt hier im Dorf. Der Dritte ist Reimers. Damals noch Hilfspastor.“ „Alle leben noch?“ „Ja.“ Jana nahm das zur Kenntnis, ohne etwas zu sagen. Dann beugte sie sich vorsichtig weiter vor. Das Foto war im Rahmen verrutscht, und auf der Rückseite, dort, wo es sich leicht vom Papier gelöst hatte, war etwas zu erkennen. Schrift.

Verblasste Tinte. „Haben Sie das schon gesehen?“ Benning schüttelte den Kopf. Jana zog einen Beutel aus ihrer Tasche, hob das Foto mit größter Vorsicht am Rand an und drehte es gerade so weit, dass sie die Worte lesen konnte. Sommer 1978 – bevor das Licht erlosch. Sie las den Satz zweimal. Dann ein drittes Mal. Draußen rief

eine Krähe, so nah am Fenster, dass Anna Tiedemann im Haus gegenüber es wahrscheinlich ebenfalls hören musste. Jana richtete sich langsam auf. Ihr Blick wanderte vom Foto über die Teetasse zu Frieda Martens und schließlich zum dunklen Fenster, hinter dem das Moor lag.

In diesem Moment wusste sie noch nicht, wer Frieda getötet hatte. Sie wusste nicht, ob Marlene Vogt tatsächlich im Moor gestorben war oder was Heinrich Tiedemann mit ihr verbunden hatte. Ebenso wenig wusste sie, warum eine alte Frau nach fast fünfzig Jahren wieder ein Licht entzündete – und weshalb jemand gerade jetzt so viel Angst bekam, dass er sie zum Schweigen brachte. Aber sie wusste, dass Lars Benning recht gehabt hatte.

Frieda Martens war nicht einfach gestorben.

Und Krähenmoor, dieses stille Dorf zwischen Nebel, Schilf und nassen Wiesen, hatte nicht auf Jana gewartet, weil es einen Todesfall gab. Es hatte auf sie gewartet, weil eine Wahrheit begraben lag. Jana sah noch einmal zu der alten Frau im Sessel. „Dann fangen wir an“, sagte sie leise. Benning nickte. Und draußen vor dem Leuchthaus senkte sich der Nebel dichter über den Moorweg, als wolle er verhindern, dass jemand zu lange in die Vergangenheit sah.

Draußen stieß der Wind gegen das Haus, und irgendwo über dem Moor rief eine Krähe. Jana sah von der alten Frau zum Foto und wusste, dass sie diesen Fall nicht würde führen können, indem sie nur fragte, wer zuletzt Friedas Tee berührt hatte. Sie würde fragen müssen, welche Geschichte in diesem Dorf so mächtig war, dass eine alte Frau sterben musste, als sie versuchte, sie zu verändern. Und sie würde verstehen müssen, warum das Licht im Turm für Menschen, die angeblich nichts wussten, noch immer gefährlich genug war, um darauf zu reagieren.

Beim ersten Blick auf den zerbrochenen Rahmen traf sie weniger der Bruch als die Tatsache, dass das Bild zuvor wichtig genug gewesen war, um hervorgeholt zu werden. Jana konnte sich Frieda vorstellen, wie sie ihn aus einer Schublade, von einer Wand oder aus einem Regal holte, mit zitternden Fingern über das Glas strich und vielleicht nicht Marlene allein ansah, sondern auch sich selbst. Junge

Frieda. Frieda, bevor der Abend kam. Frieda, bevor Angst eine Gewohnheit wurde. Ein Foto konnte grausam sein, weil es einen Menschen nicht nur an die Toten erinnerte, sondern an die Version seiner selbst, die sie nicht hatte retten können.

Im Wohnzimmer selbst bemerkte Jana später, dass sich die Ordnung des Hauses nicht mit Kälte verwechseln ließ. Frieda hatte nicht lieblos gelebt. Auf der Fensterbank standen kleine Fundstücke: eine Feder, ein glatter Stein, ein Stück Treibholz aus einem Graben, eine getrocknete Samenkapsel, ein winziges Foto ihrer Eltern in einem Metallrahmen. Diese Dinge waren nicht dekorativ im gewöhnlichen Sinn. Sie belegten, dass Frieda sich die Welt in kleinen, haltbaren Stücken bewahrt hatte, während das Dorf ihr die große Wahrheit verweigerte. Jana dachte an ihre eigene Wohnung, an die Schublade, in der sie Dinge aufbewahrte, die niemand mehr brauchte und die sie trotzdem nicht wegwerfen konnte. Man konnte einem Leben ansehen, ob ein Mensch nur nichts Neues bekommen hatte oder ob er etwas Altes nicht loslassen konnte. Friedas Wohnzimmer erzählte von Letzterem. Es war nicht bloß ein Raum der Einsamkeit, sondern einer des Ausharrens.

Durch das schmale Fenster neben der Haustür sah Jana hinaus zu Annas Haus. Der Vorhang bewegte sich wieder, diesmal länger. Dahinter stand eine Frau, die nicht einfach neugierig war. Sie wartete. Jana erkannte diesen Unterschied sofort. Menschen, die neugierig waren, zogen sich zurück, sobald sie ertappt wurden. Menschen, die warteten, blieben. Anna Tiedemann musste wissen, dass Friedas Tod Fragen bis zu ihr tragen würde, auch wenn sie vielleicht noch nicht ahnte, wie tief sie reichten. Jana fragte Benning, ob Anna immer gegenüber gewohnt habe. Er nickte. Geboren im Tiedemann-Haus, später in das kleine weiße Haus gezogen, nachdem ihre Mutter gestorben war. Zu nah, um frei zu sein, dachte Jana, und doch weit genug entfernt, um sich Eigenständigkeit einzureden. Benning sagte, Anna habe Frieda in den letzten Jahren öfter besucht als jeder andere Mensch im Dorf. Sie brachte Einkäufe oder Kuchen und manchmal einfach eine halbe Stunde Zeit mit. Jana sah wieder zum Fenster. Eine Frau, die eine alte Nachbarin versorgte, fand nicht nur eine Tote. Sie fand vielleicht den Anfang ihrer eigenen Geschichte.

Benning blieb hinter ihr stehen und folgte ihrem Blick, sagte aber nichts, bis Jana den Einkaufszettel fotografierte. Erst dann murmelte er, Frieda habe immer handschriftliche Listen geschrieben, selbst wenn sie nur drei Dinge gebraucht habe. Seine Mutter habe früher gelacht und gesagt, Frieda traue keinem Gedächtnis, nicht einmal dem eigenen. Jana sah ihn von der Seite an. „Und Sie?“ Benning runzelte die Stirn. „Was meinen Sie?“ „Trauen Sie Ihrem Gedächtnis?“ Die Frage war nicht beiläufig, und er verstand es. Einen Moment lang sah er zur Treppe hinauf, als läge dort oben nicht nur der Turm, sondern seine eigene Kindheit. „In diesem Dorf lernt man, sich an das zu erinnern, was erlaubt ist“, sagte er schließlich. „Alles andere wird mit der Zeit unscharf.“ Jana steckte das Foto des Zettels ein und dachte, dass genau darin die Gefahr solcher Orte lag. Nicht darin, dass alle bewusst logen. Sondern darin, dass Erinnerung zu einer Gemeinschaftsleistung wurde, und wer nicht mitmachte, galt als Störung.

Bevor Jana das Wohnzimmer betrat, nahm sie sich einen Moment für den Flur. Sie betrachtete ihn, als sei Frieda Martens nicht im nächsten Raum, sondern irgendwo im Haus noch damit beschäftigt, die Dinge an ihren Platz zu legen. An der Wand neben der Treppe hing ein Kalender aus dem vergangenen Jahr. Frieda hatte ihn offenbar nicht vergessen: Das Oktoberblatt zeigte das Moor im Abendlicht. Jana fragte sich, ob genau dieses Bild der Grund war, weshalb er noch dort hing. Auf der kleinen Kommode stand eine Schale mit Münzen, daneben ein Einkaufszettel, auf dem in ordentlicher Schrift Brot, Milch, Kerzen, Briefmarken und Tee notiert waren. Nichts daran war besonders, und doch spürte Jana, wie sich diese Alltagsdinge gegen die Vorstellung wehrten, die alte Frau im Wohnzimmer sei einfach aus einem stillen Leben verschwunden. Ein Mensch, der Kerzen notierte, plante noch etwas. Ein Mensch, der Briefmarken kaufte, wollte noch schreiben. Ein Mensch, der Tee auswählte, rechnete mit einem Abend.

DIE LESEPROBE ENDET HIER

Im alten Leuchthaus hat Jana Seefeld erst den ersten Hinweis gefunden. Hinter Friedas Tod wartet ein fast fünfzig Jahre altes Geheimnis - und Krähenmoor beginnt gerade erst zu sprechen.

Die Geheimnisse von Krähenmoor - Band 1

Das letzte Licht im Krähenmoor

JONAS MOORFELD

Vielen Dank fürs Lesen.

Jetzt bei Bücher City erhältlich

Atmosphärischer Kriminalroman · Cold Case · Familiengeheimnis